



Rundbrief 4 / 2013

„Jesus Christus ein geborener Jude“
Martin Luther und die Juden

Braunschweig-
im Oktober 2013/
Cheschwan 5774



Toleranz und Antijudaismus in Worten und Schriften des Reformators

von Hanns Leiner

Noch im Jahr 1523 forderte Luther dazu auf, die Juden in Deutschland "nicht wie Hunde", sondern freundlich zu behandeln. 1543, also 20 Jahre später, verfiel er wieder in die alten üblen Ressentiments und gab schreckliche Ratschläge: "Man soll ihre Synagogen mit Feuer anstecken und ihre Häuser zerstören." - Was war in den Reformator gefahren?

Wenn von Luther und den Juden die Rede ist, geht es meist um seine späten Schriften, in denen er den Regierenden

Ratschläge erteilte, die jüdischen Synagogen zu zerstören, den Juden ihre Bücher zu verbrennen und sie selbst zu körperlicher Arbeit zu zwingen oder sie aus dem Land zu vertreiben.

Das klingt aus heutiger Sicht so unerträglich, dass man sich fast wünscht, Luther wäre ein paar Jahre früher gestorben – dann bliebe man als Protestant nicht mit der Scham und Ratlosigkeit zurück, wie diese Äußerungen mit Luthers anderen Schriften, seiner Entdeckung des Evangeliums und den profunden Bibelauslegungen zu vereinbaren sind.

Schroffe Absage an das Judentum

Von daher ist es richtig, sich von diesen Aussagen Luthers zu distanzieren. Aber das kann nicht alles sein, was dazu zu sagen ist. Es erhebt sich doch die Frage: Wie kam Luther zu dieser schroffen Absage an das Judentum und zu Ratschlägen, die so erschreckend dem ähneln, was der Nationalsozialismus dann an den Juden verübte?

Um Luther wenigstens ansatzweise zu verstehen, muss man ihn auf dem Hintergrund seiner Zeit sehen, nicht etwa von den Erfahrungen unseres Jahrhunderts her, die er natürlich noch nicht haben konnte. Seine antijüdischen Äußerungen standen im Zusammenhang mit dem allgemeinen christlichen Antijudaismus des Mittelalters seit den Kreuzzügen. Wir finden Ähnliches und noch viel Krasseres auch bei seinen Gegnern, beispielsweise bei Johannes Eck aus Ingolstadt. Nicht einmal ein Mann, der so sehr für religiöse Toleranz steht wie Erasmus von Rotterdam, war frei davon. Es handelte sich dabei auch nicht um eine spezifisch deutsche Angelegenheit. Die Länder Westeuropas hatten schon in den Jahrhunderten vorher alle Juden aus ihren Gebieten vertrieben, während Juden im Heiligen Römischen Reich noch unter dem Schutz des Kaisers leben konnten. Allerdings hatte sich ihre Lage hier seit 1492 durch den starken Zustrom aus Westeuropa deutlich verschlechtert.

Persönliche Erfahrungen

Luthers Äußerungen wurden auch geprägt von schlechten Erfahrungen, die er persönlich mit Juden gemacht hatte, ebenso wie durch Verleumdungen, die der jüdische Konvertit Pfefferkorn über seine Landsleute und deren Religion in die Welt setzte. Zudem hatte es in Böhmen jüdische Missionsversuche unter Christen gegeben, die dazu führten, dass Christen sich beschneiden ließen und den Sabbat feierten. Nimmt man noch die schwierige Situation der evangelischen Kirche in den 40er Jahren, das Alter Luthers mit seinen vielen gesundheitlichen Leiden und Beschwerden, sowie seine Endzeitstimmung, so findet man eine Menge Gründe, die solch schrille Töne bei ihm zwar nicht rechtfertigen, aber verständlicher erscheinen lassen.

Doch mit seinen bösen späten Schriften ist keineswegs alles erfasst, was Luther über die Juden geschrieben und gesagt hat. Wenn man ihm gerecht werden will, muss man auch eine Schrift aus der frühen Zeit der Reformation berücksichtigen, in der er ganz andere Töne anschlägt.

1523 bekennt er sich ausdrücklich zur jüdischen Abstammung Jesu und damit zu den jüdischen Wurzeln des christlichen Glaubens: "Dass Jesus Christus ein geborener Jude sei".

„Ketzer zu verbrennen ist wider den Heiligen Geist“

Durch seine Erfahrung der Liebe Gottes, die ihm im Evangelium aufgegangen war, erkannte Luther, wie völlig unevangelisch und unchristlich bis dahin im Abendland mit den Juden verfahren worden war. Der Zwang zur Konversion, den man vielerorts auf Juden - oft unter Todesdrohung - ausgeübt hatte, widerspricht der Haltung Christi, denn in seiner Kirche soll alles geschehen „non vi, sed verbo“ (nicht mit Gewalt, sondern durch das Wort), das heißt durch freie Predigt und geistige Überzeugung. Es ist nicht die Art Christi, die Widerstrebenden zu töten, denn "Ketzer zu verbrennen ist wider den Heiligen Geist“ (Luther).

Luther versetzt sich selbst in die Lage der Juden im Abendland und räumt ein: „Denn unsere Narren, die Päpste, Bischöfe, Sophisten und Mönche, die groben Eselsköpfe, sind bisher also mit den Juden verfahren, dass, wer ein guter Christ gewesen wäre, wohl ein Jude hätte werden mögen. Und wenn ich ein Jude gewesen wäre und hätte gesehen, dass solche Tölpel und Knebel den christlichen Glauben regieren und lehren, so wäre ich eher eine Sau als ein Christ geworden.“ Luther möchte, dass das Verhalten der Christen zu den Juden von nun an vom Evangelium geprägt sei.

Kein Wunder, dass diese Schrift bei den Juden eine weite Verbreitung fand und große Hoffnungen auf eine Verbesserung ihrer Lage weckte.

Umgekehrt hegte auch Luther Hoffnung in Bezug auf die Juden. Er äußerte in seiner Schrift die Erwartung und schrieb sie in der Absicht, „ob ich vielleicht auch der Juden etliche möchte zum Christenglauben reizen“. Er verstand durchaus, dass früher nur wenige Juden Christen wurden. Mit der Wiederentdeckung des Evangeliums hoffte er zuversichtlich, dass das nun anders werde.

Friedliches Nebeneinander unvorstellbar

Diese Hoffnung erfüllte sich jedoch nicht. Manche meinen, dass die spätere Schärfe und Verbitterung Luthers sich auch aus der Enttäuschung über die ausgebliebene Bekehrung der Juden ergeben habe. Doch diese Erklärung scheint mir zu sehr an der Oberfläche zu bleiben. Man hält dabei Luther für ziemlich naiv und liest ihn ungenau. Immerhin schreibt er nur von "etlichen“, die er bestenfalls zum christlichen Glauben "reizen“ möchte. Er sagt daneben ausdrücklich, dass man diejenigen, die nicht kommen, gewähren lassen solle.

Mit der geschichtlichen Beschreibung der Haltung Luthers zu den Juden aber sind noch nicht die theologischen Fragen erörtert, und die machen bei Luther immer die Hauptsache, das Herzstück seines Denkens aus, ohne das er nicht wirklich zu verstehen ist. Aus der Mitte seiner Theologie heraus – aufgrund der Rechtfertigungslehre – empfand Luther die Fortexistenz des jüdischen Glaubens mitten in der Christenheit als eine permanente,

provozierende Infragestellung des christlichen Glaubens an Jesus Christus, den Heiland aller Menschen, die in seinen Augen die öffentliche Ordnung bedrohte. Ein friedliches Nebeneinander verschiedener Religionen in einem Gemeinwesen erschien ihm - wie fast allen Menschen damals - unvorstellbar. Darum rief er die Obrigkeit dazu auf, dem ein Ende zu bereiten durch die Vertreibung der Juden aus Deutschland, wie das in den westeuropäischen Ländern schon geschehen war.

Kein Landesherr folgte dem Rat Luthers

Glücklicherweise blieb diese Aufforderung wirkungslos. Kein Landesherr folgte dem Rat Luthers. Überhaupt gerieten seine Altersschriften zum Thema Judentum bald in Vergessenheit, wurden selten gedruckt und noch seltener gelesen. Wo sie überhaupt zur Kenntnis genommen wurden, kritisierte man sie seit dem 18. Jahrhundert in seiner eigenen Kirche ausdrücklich. Es blieb dem Nationalsozialismus überlassen, sie wieder auszugraben und als vermeintliche Schützenhilfe für seinen Antisemitismus zu verbreiten. Dabei ist auf einen entscheidenden Unterschied zwischen Luther und dem nationalsozialistischen Antisemitismus hinzuweisen: Luther hat niemals dazu aufgefordert, Juden zu töten!

Wenn man versucht, Luthers Verhalten zum Judentum auf dem Hintergrund seiner Zeit und seiner Theologie zusammenfassend zu beurteilen, muss man differenzieren: Luther blieb dem Judentum gegenüber seinem eigenen Ansatz der Gewaltlosigkeit in Glaubensdingen nicht treu. Hier hat er sein „non vi, sed verbo“ nicht durchgehalten. Er beließ es nicht bei der geistigen theologischen Auseinandersetzung, sondern wollte dem Widerspruch des Judentums gegen den christlichen Glauben mit Gewalt ein Ende bereiten lassen. Das ist umso bedauerlicher, widersprüchlicher und unverständlicher, als die Reformation der Papstkirche gegenüber genau dieselbe Glaubensfreiheit immer wieder für sich selbst einklagte. Insofern ist Luther hier scharf zu kritisieren.

Andererseits war das theologische Streitgespräch um die rechte Auslegung des Alten Testaments, das Luther mit dem Judentum führte, durchaus legitim, ja geradezu notwendig. Für uns heute, die wir vom modernen Wahrheitsrelativismus angesteckt sind, kann Luther hierin sogar als Vorbild dienen. Er wusste, was er glaubte und war bereit, dafür zu kämpfen und es gegen alle möglichen Einwände und Bestreitungen zu verteidigen. „Spiritus Sanctus non est scepticus“ (Der Heilige Geist ist kein Skeptiker), schrieb Luther an Erasmus. Das war bei dem Reformator nicht Ausdruck von Streitlust oder Rechthaberei, sondern der Glaubensgewissheit, für die im Glauben nicht alles möglich, nicht alles gleichermaßen wahr, nicht alles gleich gültig und darum gleichgültig ist.

Hanns Leiner ist evangelischer Pfarrer und Studiendirektor im Ruhestand. Er hat Er hat 30 Jahre lang als Religionslehrer am Gymnasium gearbeitet und ist heute als Prediger und Referent in der Kirche aktiv. Hanns Leiner ist Autor des Titels "Luthers Theologie für Nichttheologen" (Verlag für Theologie und Religionswissenschaft (<http://www.vtr-online.de/>) VTR) der als Serie auch im Sonntagsblatt (<http://www.sonntagsblatt-bayern.de/thema/luther/serie/index.php>) erschienen ist.

Aus:



Evangelische Kirche
in Deutschland

In eigener Sache:

Überprüfen Sie bitte, ob Sie für die Jahre 2012/2013 Ihren Beitrag an die Gesellschaft geleistet haben.

Für alle diejenigen, die dies noch erledigen müssen, hier nochmals die Höhe der Beiträge, die durch die Mitgliederversammlung beschlossen wurde:

Einzelmitglieder € 20.-

Ehepaare € 30.--

Rentner und Studenten € 15.-

Ihre Einzahlung sollte auf das Konto der Gesellschaft mit dem Vermerk „Mitgliedsbeitrag“ bei

Braunschweigische Landessparkasse (BLZ 250 500 00)

Kontonummer 7030802

erfolgen.

Auch Spenden werden dankbar angenommen.

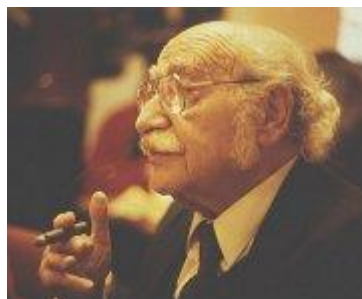
Herzlichen Dank

Er baute Brücken, die auch in Zukunft halten - Zum 100. Geburtstag von Schalom Ben-Chorin

Aus Freiburger Rundbrief 4 /2013

Am 20. Juli 2013 jährt sich zum 100. Mal der Geburtstag des 1999 verstorbenen Religionswissenschaftlers und Schriftstellers Schalom Ben-Chorin (gebürtig Fritz Rosenthal). Aus diesem Anlass

veranstaltete die Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS) Israel in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach am 3. Juli 2013 ein Symposium über die bleibende Bedeutung Ben-Chorins für den israelisch-deutschen und den jüdisch-christlichen Dialog. Der enorme



Zuspruch, auf den diese Veranstaltung weit über Jerusalem hinaus stieß, verdeutlichte eindrucksvoll die Aktualität des Vermächnisses von Schalom Ben-Chorin.

Ebenso eindrucksvoll zeigte das Symposium die große Bandbreite des Schaffens und Wirkens von Schalom Ben-Chorin. Die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes Erster Klasse an Schalom Ben-Chorins Witwe Avital, die kürzlich das 90. Lebensjahr vollendete und sich seit vielen Jahrzehnten für die Verständigung und Aussöhnung zwischen Israel und Deutschland, zwischen Juden und Christen engagiert, setzte einen besonders angemessenen Schlusspunkt. Der deutsche Gesandte Dr. Benedikt Haller überreichte Avital Ben-Chorin die Ehrung im Namen des Bundespräsidenten und würdigte dabei die großen Verdienste der Ordensträgerin.

In seiner Begrüßung hob der Leiter der KAS Israel und Mitverfasser dieses Berichts (Mertes) unter Hinweis auf eigene Erfahrungen hervor, dass jeder, der sich für den christlich-jüdischen Dialog engagiere, über kurz oder lang unweigerlich auf Schalom Ben-Chorin und sein Vermächtnis stoße.

Als erster Redner des Abends sprach Rabbiner Tovia Ben-Chorin (Berlin) über die religiösen und theologischen Triebfedern für das Denken und Handeln seines Vaters. Er sprach dabei auch als ehemaliger Rabbiner der Je-



rusalemer Har El-Synagogengemeinde, die 1958 als erste Reformgemeinde in Israel von Schalom und Avital Ben-Chorin mitgegründet worden war. Schalom Ben-Chorin hatte sich, so eine der Kernbotschaften des Sohnes, in der Tradition jener Propheten gesehen, die - wie

Jesaja oder Micha - den Gott Israels als Gott aller Völker und Menschen verkündet haben.

Caroline Jessen vom Deutschen Literaturarchiv Marbach stellte anhand von Dokumenten aus dem in Marbach verwahrten schriftlichen Nachlass den jungen Münchner Journalisten und Dichter Fritz Rosenthal vor, der sich später „Schalom Ben-Chorin“ (wörtlich: „Frieden Sohn-der-Freiheit“) nannte. Schon früh sei die Inspiration durch Martin Buber zu erkennen. Nach seiner Emigration 1935 hat Rosenthal/Ben-Chorin sich immer stärker religionswissenschaftlichen Themen zugewandt (etwa in seiner theologi-

schen Streitschrift „Kritik des Esther-Buches“ 1938), gleichzeitig aber auch eine integrierende Rolle unter den ausgewanderten deutschsprachigen Schriftstellern im britischen Mandatsgebiet Palästina - und später in Israel - gespielt.

Über Schalom Ben-Chorin als Brückenbauer zwischen Juden und Christen sprach Stadtdekan a. D. Hans Dieter Strack (München). Strack betonte, von Ben-Chorin habe er „das untrennbare Ineinander und Miteinander von Glauben und Leben“ gelernt. „Man kann das Judentum nicht aus Büchern kennen lernen“, hat Ben-Chorin einmal gesagt, „sondern muss es als gelebte Wirklichkeit erfahren, mit der Schönheit des Sabbats und der Feste und mit den Härten eines Anspruchs, der oft unsere Möglichkeiten übersteigt, und mit der Gefahr einer Erstarrung in Traditionen, die den lebendigen Glauben zu ersticken drohen.“ In Erinnerung geblieben sei ihm auch Ben-Chorins Selbstverständnis als Dolmetscher, beauftragt „das Erbe der Väter zu über setzen“. Bei der Lektüre von Ben-Chorins Paulus-Buch sei ihm aufgefallen, „wie nahe sich der in der Diaspora Aufgewachsene dem Diaspora-Juden Paulus verbunden fühlte“.

Hier zeigt sich der biografische Hintergrund seines Denkens: „Schalom Ben-Chorin spürte deutlich seine Grenzen bei der Aufgabe, jüdische Inhalte in einer anderen Sprache zu vermitteln als der hebräischen, und er konnte bekennen: So wie bei Paulus die Verfremdung durch das Medium des Griechischen eintrat, so bei ihm selbst - sogar bei aller Vertrautheit seiner Muttersprache - im Medium des Deutschen.“ Ben-Chorin schreibt dazu selbst: „Es ist nicht unbescheiden, solche Parallelen zu ziehen. Sie sagen nichts über Größe und Wert aus, sie sprechen nur von Situation und Schicksal. Situation und Schicksal aber brachten mir die Person des Paulus so nahe, dass ich glaube, ihn aus einer Perspektive sehen zu können und sehen zu müssen, die nicht die Perspektive christlicher Theologen sein kann.“

Als seine wichtigste Erfahrung in der Begegnung mit Schalom Ben-Chorin bezeichnete Strack „die Bedeutung des Dialogs bzw. - umfassender noch - die Bedeutung des Beziehungsgeschehens überhaupt. Der ‚Baumeister des Dialogs‘ wurde er genannt, für mich wurde er auch zum Baumeister eines ganz neuen theologischen Denkens, eines Denkens, in dem das ‚In-Beziehung-Sein‘ im Mittelpunkt steht.“ Griechische Verfremdung und lateinisches Erbe hätten dazu geführt, dass die christliche Theologie ihre jüdischen Wurzeln vergessen und schließlich sogar verfolgt habe.



Avital Ben-Chorin dankte den Veranstaltern und allen Referenten für die umfassende Würdigung des Lebenswerks von Schalom Ben-Chorin. Sie freue sich zu sehen, dass das Vermächtnis ihres Mannes lebendig ist und auch das Potenzial hat, in die Zukunft hineinzuwirken. Vieles von dem, was er gedacht, gesagt, geschrieben und getan hat, ist seiner Zeit voraus gewesen und wird erst allmählich in seiner ganzen Bedeutung ermesen.

Michael Mertes / Hildegard Mohr, KAS, Jerusalem

Der Rundbrief erscheint vierteljährlich im Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V.

Verantwortlich für den Inhalt: Siegfried Graumann,

Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig - Tel.: 0531 322264

Bankverbindung:

Braunschweigische Landessparkasse
(BLZ 250 500 00 / BIC NOLADE2HXXX)

Kontonummer

7030802 / IBAN: DE78 2505 0000 0007 0308 02

eMail: info@gcjz-niedersachsen-ost.de

Internet: www.gcjz-niedersachsen-ost.de

Zuschriften, Anregungen und Beiträge sind erwünscht.

**Redaktionsschluss für den nächsten Rundbrief ist der
12. Januar 2014**

Juden übertrug man kein Amt“

Ein neues Buch zeigt Braunschweiger Persönlichkeiten „zwischen Erfolg und Ablehnung“

Braunschweiger Zeitung vom 31. Mai 2013, von Bettina Thoenes

Sie waren beruflich erfolgreich, sozial, kulturell und politisch engagiert – Vorzeige-Bürger des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Und doch stießen sie auf ihrem Weg in die deutsche Gesellschaft immer wieder auf Mauern.

Auf die Spur der deutsch-jüdischen

Beziehungsgeschichte haben sich die Historiker

Frank Ehrhardt, Kirsten Bergemann und Jonathan

Voges mit vier Porträts von bemerkenswerten jüdischen Braunschweiger Persönlichkeiten begeben.



In dem neuen Buch des Arbeitskreises Andere Geschichte begegnet der Leser Menschen, die sich neben ihrem wirtschaftlichen Aufstieg vor allem durch zivilgesellschaftliches Wirken ausgezeichnet haben: dem Arzt David Mansfeld (1796-1863), dem Industriellen Max Jüdel (1845-1910), dem Rechtsanwalt Dr. Norbert Regensburger (1886-1933) und der Kunsthändlerin Emmy Scheyer (1889-1945).



Emmy Scheyer und der Maler Alexej Jawlensky

Staatsbürgerliche Emanzipation und Antisemitismus

Für Frank Ehrhardt, Leiter des Arbeitskreises Andere Geschichte, veranschaulichen sie beispielhaft das deutsch-jüdische Verhältnis in dem Jahrhundert vor dem Holocaust. Wie es im Vorwort heißt, war den deutschen Juden in dieser Zeit nicht nur die staatsbürgerliche Emanzipation gelungen, viele von ihnen stiegen „von einer Minderheit am Rande der Gesellschaft zu einer Kerngruppe des neuen Wirtschafts- und Bildungsbürgertums“ auf.



Dr. Norbert Regensburger

Sie waren also keine Außenseiter, keine Ausgegrenzten. Gleichwohl flackert im Leben dieser angesehenen Bürger unterschiedlicher Generationen immer wieder der Antisemitismus auf - ein Spannungsfeld „zwischen Erfolg und Ablehnung“, wie es bereits der Titel der 64-seitigen Broschüre benennt.

David Mansfeld. Ein Name, der wie Max Jüdel den Braunschweigern bis heute vertraut ist. Er verbindet sich etwa mit der Gründung des ersten Braunschweiger Kindergartens 1833 für Kinder arbeitender Eltern, mit der ersten Taubstummenschule oder dem Aufbau einer modernen Nervenheilanstalt in Königslutter.



David Mansfeld

Doch führte der Weg des Mediziners Mansfeld in die Mitte der bürgerlichen Gesellschaft nur über die lutherische Taufe, nach der er erst zum Herzoglichen Medizinalrat aufsteigen konnte. „Es war allgemeiner Konsens der Staatsbehörden: Einem Juden übertrug man kein Amt, nicht im Medizinalwesen, nicht am Gericht, nicht bei einer Behörde und nicht an einer öffentlichen Schule oder Hochschule“, schreibt Ehrhardt. Bis 1918 habe es in Braunschweig zum Beispiel keinen jüdischen Richter gegeben.

Auch Eisenbahn-Bauer Max Jüdel, Wohltäter und einer der seinerzeit erfolgreichsten Unternehmer der Stadt, bekam Ende des 19. Jahrhunderts den aufkeimenden Antisemitismus zu spüren.



Der Industrielle Max Jüdel

Der Stadt- und Landtagsabgeordnete, Kunstmäzen, Sponsor sozialer Projekte, Mitbegründer der Braunschweiger Baugenossenschaft wie der ersten Volksbücherei und überzeugte Freimaurer musste erleben, in der Loge als Jude plötzlich nicht mehr willkommen zu sein. Auch Anfeindungen gegen Jüdel als Vorsitzenden der Handelskammer werteten seine Freunde, wie es heißt, eindeutig als antisemitische Äußerungen.

1933 wurden Regensburgers Hoffnungen erschüttert

Jüdel starb 1910. Er erlebte nicht mehr, wie der Rechtsanwalt Norbert Regensburger, Ehrendoktor und Abgeordneter des Braunschweiger Landtags, den Zusammenbruch all seiner Ideale und Hoffnungen. Zeit seines Lebens setzte sich der in Braunschweig geborene Kaufmannssohn für die Akzeptanz einer deutsch-jüdischen Identität ein. Von der Weimarer Republik erhoffte er sich ein Ende der Diskriminierungen. 1933 nahm er sich das Leben. Kurz zuvor war er aus seiner Anwaltskanzlei ausgeschlossen worden. Die in den USA lebende Braunschweiger Unternehmer-Tochter und Kunstagentin Emmy Scheyer tat aus der Ferne das Ihre: Sie half ihrer Familie bei der Emigration und versuchte zugleich, in USA die Werke von Künstlern verkaufen, die in Nazi-Deutschland als entartet galten: Zu ihnen gehörten ihre Freunde Paul Klee, Wassily Kandinsky, Lyonel Feininger und Alexej Jawlensky. Scheyers Kunstvermittlung wurde gerade für Jawlensky eine wichtige Einnahmequelle.

Einmal mehr nähert sich der Arbeitskreis mit dem Buch, das auch als Arbeitsmaterial Schulen gedacht ist, erzählend der Geschichte. Zugleich regen Autoren mit Lageplänen und Erläuterungen zu Spaziergängen an, die an Lebensstationen der Porträtierten führen.

Das Buch. „Zwischen Erfolg und Ablehnung. Jüdische Braunschweiger und ihr Engagement in der der Gesellschaft“. Frank Ehrhardt/Kirsten Bergemann/Jonathan Voges, Arbeitskreis Andere Geschichte, Braunschweig 2013. Erhältlich im Buchhandel. Preis: 8.50 Euro

Fotos: Arbeitskreis Andere Geschichte

Markante Unterschiede

Die Floskel vom jüdisch-christlichen Abendland verkürzt das Judentum zur Vorform des Christentums

Walter Homolka

Aus: zeitzeichen Juni 2013 Nr. 6

Ein „jüdisch-christliches Abendland“ im Sinn einer exklusiven Wertegemeinschaft mit gemeinsamen jüdisch-christlichen Wurzeln hat es nie gegeben. Vielmehr steht das Judentum in manchem dem Islam näher als dem Christentum, meint der Rabbiner Walter Homolka, Rektor des Abraham-Geiger-Kollegs an der Universität Potsdam.

Immer wieder taucht in der öffentlichen Debatte das Argument auf, das „christliche Abendland“ sei in Gefahr. Einst die Türken vor Wien, heute der Islamismus. Und mit der Türkei und ihrem Willen, in die Europäische Union einzutreten, klopfe der islamische Fundamentalismus direkt an unsere Haustüre. Vielleicht ist das gegenwärtige Festhalten an der Vorstellung vom christlichen Abendland von der Furcht geprägt, den Kern unserer Identität zu verlieren.

Politisch korrekt erweitern viele den Begriff dann zum „jüdisch-christlichen Abendland“ in der Annahme, damit die Wurzeln unserer europäischen Kultur zu benennen. Ein seltsamer Sprachgebrauch. Denn für Juden war die Idee eines christlichen Abendlands meist nicht ungefährlich. Jahrhunderte der Verfolgung, Unterdrückung, erzwungenen Wanderschaft und Ausgrenzung im Namen Jesu haben sich in die Erinnerung eines Volkes eingeprägt, das es im christlichen Abendland alles andere als leicht hatte. Und Christen müssen sich auch vergegenwärtigen, dass ihre Trinitätslehre dem Judentum ferner liegt als die Lehre des Islam. In seiner auf Latein eingereichten und 1833 auf Deutsch veröffentlichten Dissertation „Was hat Mohammed aus dem Judenthume aufgenommen?“ ging Rabbiner Abraham Geiger (1810-1874) der Frage nach, inwieweit sich Christentum und Islam vom Judentum, aus dem beide hervorgegangen



Eine jemenitische -jüdische Frau zündet die Sabbatkerzen an.
Foto:akg/Bible Land Pictures

sein, unterscheiden. Aus seiner Sicht war dabei entscheidend, in welchem Ausmaß hellenistische Einflüsse zur Abweichung vom Monotheismus jüdischer Prägung führten. Für Geiger hatte Paulus das Christentum seinem jüdischen Ursprung und seiner Stiftergestalt Jesus entfremdet. Mohammed dagegen sei dem jüdischen Monotheismus treu geblieben und dem Rechtsdiskurs als religiöser Ausdrucksform. Während das Christentum die Synagoge und ihre Gebotsobservanz für von Gott verworfen hielt, habe der Islam den Respekt gegenüber der fortdauernden Gültigkeit des Judentums nie völlig verloren. Mit dieser Arbeit und seinen weiteren Forschungen über den Koran wurde Abraham Geiger zum Wegbereiter einer modernen Islamwissenschaft.

Juden flohen vor der Kirche ins Osmanische Reich

Ein Blick auf die jüdisch-muslimische Beziehungsgeschichte ist lohnenswert, wenn man beurteilen will, ob die Rede von den jüdisch-christlichen Wurzeln Europas wirklich trägt. Dabei werden ganz spannende Befunde deutlich. Die Hohe Pforte gewährte zum Beispiel Freiheiten und Rechte, die im christlichen Europa für Juden keineswegs selbstverständlich gewesen sind. Rabbiner Isaak Zarfati lud 1454 alle deutschsprachigen jüdischen Gemeinden ein, sich im Osmanischen Reich anzusiedeln. 1492 schickte Sultan Bayezid II. sogar Schiffe und nahm viele Juden aus Spanien auf, die vor der Kirche fliehen mussten.

Und diese Offenheit und Hilfsbereitschaft setzte sich bis in die jüngere Vergangenheit fort. So ehrte die nationale Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Israel den türkischen Botschafter Selahattin Ülkümen (1914-2003) als „Gerechten unter den Völkern“, weil er unter Lebensgefahr Juden auf Rhodos zur Flucht verholfen hatte. Kemal Atatürk ermöglichte es durch eine freizügige Einreisepolitik vielen jüdischen Professoren aus Nazideutschland, sich zu retten und an türkischen Universitäten weiterzuarbeiten. Unter den Diplomaten der Türkei fanden sich mehr als sieben Raoul Wallenbergs, die in Europas dunkelster Zeit Mut zur Menschlichkeit bewiesen. So der Botschafter in Marseille, Behiç Erkin. Er verlieh 18 000 Juden die türkische Staatsbürgerschaft und rettete sie vor der Vernichtung.

Man kann sagen: In Schlüsselsituationen der europäischen Geschichte wusste das Osmanische Reich als islamisches Land mit dem Sitz des Kalifats moralische Werte zu verteidigen, von denen Europa heute in Anspruch nimmt, sie seien signifikant für das christliche Abendland. Monogamie versus Polygamie

Und wie steht es mit dem Judentum und seiner geistigen Teilhabe am christlichen Abendland, an seinen Wurzeln? Ausgerechnet das jüdische

Eherecht gibt uns einen interessanten Einblick in das Verhältnis jüdischer Werte mit christlichen Vorstellungen. So vertrat Rabbiner Abraham Geiger eine mit dem Christentum völlig kompatible Position: „Das Judentum lehrt die Ehe des einen Weibes mit einem Manne, die Monogamie.“ Das war allerdings nicht immer und überall so. In biblischer Zeit und noch viele Jahrhunderte später kam es vor, dass ein Mann nicht nur eine Ehefrau hatte. Jakob, der Stammvater des Volkes Israel, war mit zwei Frauen verheiratet, Lea und Rachel. Dasselbe gilt für Mose und andere biblische Personen. Einige Gesetze im Pentateuch gehen klar davon aus, dass ein Mann zwei oder mehr Frauen ehelichen konnte. Auch die meisten talmudischen Gelehrten akzeptierten mehrere Ehefrauen. Allerdings konnten sich das nur Wohlhabende leisten.

Wenn sich schließlich in Europa eine monogame Präferenz entwickelte, ist dies auf den Einfluss der griechischen und römischen Kultur und der Kirche zurückzuführen. Der oströmische Kaiser Justinian verbot die Polygamie im 6. Jahrhundert, wenn auch nur mit begrenztem Erfolg. Die spätere jüdische Rechtsliteratur berichtet, Rabbiner Gerschom ben Juda aus Mainz habe um 1040 ein Dekret gegen die Vielehe erlassen. In den vom Islam geprägten mittelalterlichen jüdischen Gemeinden wurde die Mehrehe hingegen weithin akzeptiert. Maimonides gestattete einem Mann, bis zu vier Frauen zu heiraten, aber nicht mehr - eine Regel, die auch im Islam gültig ist. Rabbiner Eliezer Papo (1785-1826) aus Sarajewo erwähnt noch im 19. Jahrhundert die Möglichkeit der Bigamie bei Kinderlosigkeit. Mehrere Ehefrauen waren also in weiten Teilen des sefardischen Judentums sehr lange üblich. Einwanderer in den Staat Israel, vor allem aus dem Jemen, mussten sich zwar für eine Ehefrau entscheiden, blieben den anderen gegenüber jedoch unterhaltspflichtig. Hier wird also deutlich, dass sich das Judentum einer christlichen Umwelt gegenüber durchaus anpassungsfähig erwiesen hat. Mehr aber auch nicht.

Andere Position in Grundfragen

Die oft verwendete Floskel vom „jüdisch-christlichen Abendland“ und von den jüdisch-christlichen Wurzeln verkürzt das Judentum zur bloßen Vorform des Christentums. Dabei kann man im Diskurs mit dem zeitgenössischen Judentum feststellen, dass wir in wichtigen Grundfragen oft eine andere Position einnehmen als die christlichen Kirchen. Beispielsweise bei Fragen wie Empfängnisverhütung, Stammzellforschung, Ehescheidung, beim Zustandekommen von Lehrentscheidungen, bei der Abtreibung und der Gleichberechtigung der Frau und bei der Ordination von Homosexuellen ins geistliche Amt. Wir haben zum Beispiel weltweit einen Frauenanteil von über 50 Prozent bei den neuordinierten Rabbinern

in den drei nichtorthodoxen Richtungen des Judentums. Vielleicht ist die Zeit gekommen, solche markanten Unterschiede auch mal mutig zu thematisieren.

Das europäische Judentum hat erst



Megillot (Festrollen), 19.Jhdt., Wien Foto: akg-images

durch die Aufklärung eine wirkliche Gelegenheit erhalten, sich am gesellschaftlichen Diskurs zu beteiligen. Folge waren die kulturelle und rechtliche Emanzipation und die mühsame Suche nach einer widerstandsfähigen Identität in historisch-kritischem Kontext. Dies bedingte und erforderte zugleich eine Neubewertung der jüdischen Traditionen und Lehren. Alle Religionen, auch das Christentum,

hatten an den Herausforderungen der Moderne zu kauen, und manches ist bis heute unverdaut. Die Vereinbarkeit von Religion und Moderne entscheidet sich besonders an hermeneutischen Grundfragen: Im Schrift- und Traditionsverständnis werden die Weichen gestellt für die Dialog- und Reformfähigkeit von Religion. So mussten sich Judentum und Christentum in den vergangenen beiden Jahrhunderten fragen, ob sie eine historisch-kritische Betrachtung von Heiligen Schriften und Tradition zulassen. Und diese schmerzvollen Erfahrungen können wir im Gespräch mit dem Islam heute einbringen.

Die romantische Idee vom christlichen Staat

Juden und Christen sind heute einander so nahe, weil beiden die Erfahrung der Aufklärung gemeinsam ist - mit ihrem Primat von Rationalismus und Vernunft. Das Fundament dafür wurde bereits vor der Aufklärung gelegt. Der Historiker William Dalrymple macht uns darauf aufmerksam, dass „...das geistige Erwachen, das die Renaissance verkörperte, fast ebenso sehr dem Zusammenspiel von Orient und Okzident wie einem auf griechischen und römischen Wurzeln aufbauenden Prozess der Selbstfindung geschuldet war.“

Der Reichsdeputationshauptschluss von 1803 hat mit seinen Säkularisierungsmaßnahmen das zu Grabe getragen, was eigentlich erst in romantischer Retrospektive überhaupt zum Konzept wurde. Novalis und die Schlegels trauerten erstmals um dieses „christliche Abendland“. Das, was sie darunter verstanden, war da schon erloschen. Die Französische Revolution und Napoleon Bonaparte hatten es hinweggefegt. Friedrich

Schlegel brauchte für seine christliche Staatstheorie allerdings die Idee vom christlichen Abendland. Sein Gedanke vom christlichen Staat entwickelt er 1823 in seinem Aufsatz „Signatur des Zeitalters“: „Es kommt vielmehr nur darauf an, ob die vorwaltenden Maximen, Verfahrungsweisen, Grundsätze und herrschenden Principien des Staats selbst, in seiner eigenen Sphäre, ganz unabhängig von der äußern kirchlichen Confession, ihrem innern Geiste nach, mit dem Christenthume übereinstimmen, und also wesentlich christlich sind, oder nicht“. Friedrich Wilhelm IV. von Preußen stützte sich in seiner Vorstellung vom Staatswesen auf diese romantische Idee vom christlichen Staat. So sollte es bis zum Ende des Zweiten Kaiserreichs dauern, bis anderen Glaubensweisen in Deutschland die Augenhöhe nicht mehr verweigert wurde.

Das Trauma des Holocaust als entscheidender Bruch

Der offene Dialog zwischen Juden- und Christentum, wie er heute bei uns gepflegt wird, ist also das Ergebnis eines langen Prozesses: Es hat trotz der Aufklärung noch das ganze 19. und einen Gutteil des 20. Jahrhunderts gedauert, bis Judentum und Christentum zu einem neuen Verhältnis gefunden hatten. Erst musste sich die Verbindung von Thron und Altar lösen und in der Weimarer Reichsverfassung eine Gleichstellung der Religionen erreicht werden. Letztlich hat erst das Trauma des Holocaust den nötigen Bruch in den Kirchen herbeigeführt. Aus der Bankrotterklärung christlicher Ethik im „Dritten Reich“ und aus dem Versagen der Kirchen vor der Aufgabe, die jüdischen Brüder und Schwestern wirksam vor der Ermordung zu schützen, ergab sich nach dem Zweiten Weltkrieg schrittweise ein Ansatz für ein neues Miteinander von Christen und Juden.

Ein jüdisch-christliches Abendland im Sinn einer exklusiven Wertegemeinschaft mit gemeinsamen jüdisch-christlichen Wurzeln hat es nie gegeben. Vielmehr haben sich auf biblischem Fundament in den drei Schriftreligionen ganz unterschiedliche kulturelle Konventionen entwickelt. Dabei ist das Judentum dem Islam oft genauso nah wie dem Christentum. Ich möchte also lieber davon sprechen, dass jede der drei Glaubensweisen in ihrer ureigenen Form die potenziell zivilisatorische Kraft des Glaubens in Europa gespeist hat. Als jeweils universelle Religion lässt sich keine von ihnen zeitlich oder räumlich abgrenzen. Sie verkörpern unterschiedliche Ausdrucksformen der gleichen zivilisatorischen Werte, verschiedene Interpretationen des ewigen Bundes.

Durch die Errungenschaften der Aufklärung sind die Religionen zur Entwicklung eines neuen Miteinanders fähig geworden. Dafür musste das Christentum Raum abgeben und den eigenen Absolutheitsanspruch

relativieren. Auf dieser Basis können Judentum und Islam die Gemeinschaft mit dem Christentum auf Augenhöhe aufnehmen: um ein europäisches Wertesystem mitzugestalten, das unser Zusammenleben in Europa prägen kann.

☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine

Wolfenbüttel

Über jüdische Existenz und ihre Anpassungsversuche

-Veranstaltungsreihe Blickwechsel wird auch im Herbst fortgesetzt-

Es begann im Jahr 2003 in der Trinitatiskirche mit der Ausstellung „Blickwechsel - Juden und Christen - Christen und Juden“ über die Geschichte der Juden in Niedersachsen. Seitdem organisieren die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Niedersachsen-Ost und die Evangelische Erwachsenenbildung Braunschweig unter der Überschrift „Blickwechsel“ regelmäßig Vorträge, Ausstellungen, Konzerte und Lesungen zu Themen des christlich-jüdischen Verhältnisses, der deutsch-jüdischen Geschichte und der Situation in Israel.



Auch in diesem Herbst sind wieder Veranstaltungen geplant. Im Mittelpunkt stehen demnach diesmal Heinrich Heine und Hans Ehrenberg, zwei Deutsche jüdischer Abstammung, die zum Christentum konvertierten und dennoch nie wirklich dazugehörten. Alle Veranstaltungen sind kostenfrei. Allerdings bitten die Veranstalter um Spenden. Kooperationspartner sind unter anderem die Kirchengemeinde St. Trinitatis und der Kulturstadtverein.

DIE TERMINE

Vortrag: **Montag, 21. Oktober, 19.30 Uhr**

Heines „Rabbi von Bacherach“ als deutsch-jüdischer Geschichtsroman.



Prof. Dr. Renate Stauf, TU Braunschweig
Vizepräsidentin der Lessingakademie Wolfenbüttel
Rathaus Wolfenbüttel, Stadtmarkt.

Lesung und Musik:

Donnerstag, 31. Oktober, 19.30 Uhr

Heinrich Heine: „Der Rabbi von Bacherach“

Lesung: Ralf Kleefeld, „Kleine Bühne“, Wolfenbüttel

Musik: Jan-Heie Erchinger, Klavier

Stadtbücherei Wolfenbüttel, Bahnhof I

Vortrag: **Dienstag, 12. November, 19.30 Uhr**

Pfarrer Hans Ehrenberg „Möglichkeit und Unmöglichkeit einer deutsch-jüdischen und jüdisch-christlichen Symbiose“

Dr. Kristlieb Adloff, Wolfenbüttel

Rathaus Wolfenbüttel, Stadtmarkt

Konzert: **Sonntag, 17. November, 17 Uhr**

„Kostbarkeiten jüdischer Musik“- Synagogale Gesänge und jiddische Folklore mit dem Leipziger Synagogalchor.

Kirche St. Trinitatis, Holzmarkt, Wolfenbüttel.

Stadt



Braunschweig

Hochschule für Musik und Theater Hannover



Europäisches Zentrum
für
Jüdische Musik

Die Stadt Braunschweig und das Europäische Zentrum für jüdische Musik erinnern mit einem Konzert im Jahr 2013 an den 75. Jahrestag der Reichspogromnacht 1938. In dieser Nacht fiel auch die Synagoge in Braunschweig der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft zum Opfer.

„Es brennt! – Die Stimme der Synagoge“

Es musiziert der Europäische Synagogalchor unter der Leitung von Professor Anor Izsák.

Wir laden Sie herzlich zu diesem Konzert am

Dienstag, dem 26. November 2013 um 19:30 Uhr in der Kirche St.

Martini, An der Martinikirche 1, 38100 Braunschweig

ein und würden uns freuen, Sie dort begrüßen zu können.

Dr. Gert Hoffmann

Oberbürgermeister der Stadt

Braunschweig

Prof. Andor Izsák

Direktor a. D. des

Europäischen Zentrums für

jüdische Musik, Hannover

Der Eintritt ist kostenlos.

Bitte teilen bis zum 6. November 2013 per Telefon unter 0531-470 4825

oder per e-mail unter kulturinstitut@braunschweig.de mit, ob Sie an dem Konzert teilnehmen.

Dienstag, 3. Dezember 2013, 18.30 Uhr
Hörsaal SN 19.3, Altgebäude / Trakt
Schleinitzstraße



**„Jerusalem Moderne.
 Architektur zwischen 1918 und 1948“
 Vortrag von Dr.-Ing. Ulrich Knufinke
 MA**

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war Jerusalem ein Schmelztiegel verschiedenster architektonischer Einflüsse.

Christliche Kirchen aus aller Herren Länder hatten schon seit dem 19.

Jahrhundert versucht, sich mit ihren Bauwerken einen Platz im Heiligen Land zu sichern. Die jüdischen

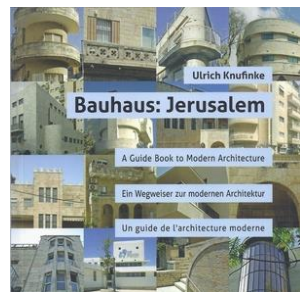
Einwanderungswellen und der Aufbau

eines jüdischen Staates mit Jerusalem als angestrebte Hauptstadt brachten neue Ideen nach Erez Israel. Klimatisch angepasste Bautraditionen und lokale Materialien wie der Jerusalemer Kalkstein regten die Architekten zu unterschiedlichen Adaptionen europäischer und orientalischer Vorbilder an. In den späten 20er und in den 30er Jahren entwickelte sich ein Formenrepertoire, das man als spezifische Jerusalemer Moderne bezeichnen kann – zwischen „orientalischem Art deco“, „Bauhaus“ und „International Style“.

Ulrich Knufinke, langjähriger Mitarbeiter der Bet Tfila – Forschungsstelle, konnte sich dank Stipendien der Minerva-Stiftung intensiv mit der modernen Architektur Jerusalems in der Zeit des Britischen Mandats – zwischen Erstem Weltkrieg und der Gründung des Staates Israel – befassen.

Sein Wegweiser „Bauhaus – Jerusalem“ erschien 2011.

Veranstaltet vom Verein zur Förderung der Bet Tfila e.V. in Kooperation mit der Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa



Die Jüdische Gemeinde lädt ein

Montag, 2. Dezember um 17.00 Uhr

Auch in diesem Jahr sind wir wieder herzlich von der Jüdischen Gemeinde zu Chanukka eingeladen. Es beginnt in diesem Jahr am Mittwoch, 27. November, mit dem Sonnenuntergang. An Chanukka wird an die Neueinweihung des Tempels in Jerusalem gedacht, nachdem es eine kleine Gruppe von eifernden Juden mit der ganzen besetzenden griechischen Armee aufnahm... und siegte!



Die Jüdische Gemeinde zu Braunschweig lädt zum Lichterzünden und geselligen Beisammensein – vielleicht mit Sufganioth (Krapfen) naschen, Dreidel spielen oder einfach Chanukka-Geschichten hören? - ein. Jede Einladung benötigt aber auch Planungen. Darum bittet die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Braunschweig, Frau R. Wagner-

Redding, um eine telefonischen Anmeldung unter der Rufnummer 0531 45536 bis zum 26. November 2013.

Es würde uns sehr erfreuen, wenn diese Einladung von vielen Mitgliedern wahrgenommen wird. Auch Kinder sind an diesem Nachmittag herzlich willkommen.

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt.

Anmeldung bis zum 26. November erbeten.

Sonntag, 8. Dezember um 17.00 Uhr



Yulin – Sariel Duo: „Piandolin“

Das Duo aus Maria Yulin (Klavier) und Alon Ariel (Mandoline, Laute) ist eines der interessantesten Duos dieser Art. Ihr Konzertrepertoire wird ständig erweitert und geht von Bach und Haydn über Skrjabin und Prokofiev bis zu zeitgenössischer Musik, die eigens für sie komponiert wurde. Für die Gemeinde bieten die beiden einen besonderen Musikabend mit Werken bekannter Barock-Komponisten, aber auch zeitgenössischer jüdischer Komponisten wie Paul Ben Haim, Ernest Bloch und Marc Lavry an.



Anmeldung zu diesem Konzert erst nach dem 15. November möglich

Gesprächskreis

☞☞ St. Albertus Magnus Gemeinde in der Brucknerstr. 6,
38106 Braunschweig

die Treffen sind jeweils um 16.00 Uhr, und zwar am

19. November 2013

Ein Zug nach Manhattan - Wenn der Glaube verloren geht

Leon Sternberger ist Kantor einer kleinen jüdischen Gemeinde in einem Vorort von New York. Sein ganzes Leben war er ein frommer und gottesfürchtiger Mann – bis zu diesem Morgen im Jahr 1952, an dem er seinen Glauben an Gott verloren hatte. Sternbergs Nichte Esther ruft in ihrer Verzweiflung den Synagogendiener Schames Rosen zu Hilfe, der aber auch den verlorengegangenen Glauben nicht wieder herbeireden kann. Es kommt zwischen beiden zu grundsätzlichen Glaubensdialogen.

17. Dezember 2013

„Süß und ehrenvoll“ – Der erste Roman von Avi Primor

Frankfurt am Main, 1914. Bürgerssohn Ludwig kann nach Kriegsausbruch seine Einberufung kaum erwarten, obwohl der Dienst an der Front die Trennung von seiner geliebten Karoline bedeutet. Als deutscher Soldat fühlt er sich endlich voll akzeptiert und will sich für sein Vaterland auszeichnen. Bordeaux, ebenfalls 1914. Der Bäckerssohn Louis wird mit der deutschen Kriegserklärung aus einer unbeschwerten Rekrutenzeit gerissen. Trotz aller Ängste schreibt er stolz seinem Vater, an der Front könne er dem französischen Volk endlich zurückzahlen, was es für ihn getan habe. Inmitten der Grauen des Ersten Weltkriegs werden die beiden jüdischen Protagonisten einander zum Schicksal werden. Auf der Grundlage zahlreicher historischer Dokumente hat Avi Primor einen Roman über die erste Liebe, über die Absurdität des Krieges, über die Suche nach Zugehörigkeit geschrieben.

Gesprächspartner: Diakon Siegfried Graumann

21. Januar 2014

Herodes – grausam und genial?

Was im Neuen Testament steht – dass Herodes die Weisen aus dem Osten verschlagen zu hintergehen versucht und kaltblütig die Kinder Bethlehems ermorden ließ -, das hat sein Bild festgemeißelt. Er ist bekannt als der missgünstige Machtpolitiker, der an seinem Stuhl klebt und den Messias töten will.